

Notizen

Frankreich und die Frage eines „Saar-Bistums“

Frankreich bemüht sich gegenwärtig, wie Josef M. Goergen (Genf) im Stuttgarter „Deutschen Volksblatt“ vom 27. 10. 33 mitteilt, beim Päpstlichen Stuhl, die kirchlich-organisatorische Verfechtung des Saargebietes, womöglich die Errichtung eines eigenen „Saar-Bistums“ durchzusetzen. Die Völkervereinigung, die das Saargebiet regiert, hat die gleichen Wünsche. Frankreich fürchtet offenbar, daß die kirchlich-organisatorische Verbundenheit des Saargebietes mit den deutschen Bistümern Trier und Speyer beim bevorstehenden Abstimmungskampf der deutschen Partei starke Vorteile verschaffen würde. Die gegenwärtigen Versuche der französischen Regierung haben eine bemerkenswerte Vorgeschichte: schon 1923 unterbreitete die Saar-Kommission der päpstlichen Regierung ihren Wunsch nach der Errichtung eines selbständigen Bistums für das Saargebiet. Die Saar-Kommission behauptete damals, deutsche Bischöfe, die außerhalb des Saargebietes ihren Sitz haben, hätten „sich ihrer kirchlichen Autorität bedient, um in diesem Lande eine dem Geiste und der Billigkeit der Verträge zuwiderlaufende Agitation zu betreiben“; der katholische Klerus habe sich „einen Mißbrauch seiner religiösen Autorität dadurch zuschulden kommen lassen, daß er Weltliches mit Geistlichem verquidete“, usw. Unter Hinweis auf die Praxis der päpstlichen Kurie bei den nationalpolitischen Streitfällen in Oberschlesien, Tessin, Danzig, Krumm, Jara und Riga verlangte die Saarregierung zunächst die Einsetzung eines Apostolischen Administrators. Die Saarregierung bediente sich zur Durchsetzung ihrer Forderung auch der französischen Diplomatie; der französische Botschafter am Vatikan trat im Auftrag Briand's, allerdings in zurückhaltender und vorsichtiger Form, für den Vorschlag der Saar-Kommission ein. Die Verhandlungen wurden jedoch bald eingestellt, da der Vatikan äußerstenfalls nur eine Apostolische Delegation zugestehen wollte, jedoch nur in vollkommener Abhängigkeit von den zuständigen Episkopalgewalten in Trier und Speyer. Dieses Entgegenkommen erschien Frankreich und der Saarregierung nicht als weitgehend genug. Auch das neuerliche Einwirken Frankreichs hat keine Erfolgsaussichten. „Die Vatikanische Politik hat bisher immer gezeigt, daß sie sich aus grundsätzlichen Bedenken heraus gegen eine zeitlich begrenzte Verringerung eines bestehenden kirchenrechtlichen Zustandes wenden muß, da sie mit provisorischen Verhältnissen sich nicht befassen kann, weil sie keine Dienerin machtpolitischer Kombinationen von Großmächten werden darf.“ Eine Verringerung der kirchenpolitischen Zugehörigkeit des Saargebietes käme erst nach der Abstimmung in Frage.

Filmsäuberung in USA.

Seit Jahren fordern alle Anstößigen in den Vereinigten Staaten eine energische Säuberung der moralisch außerordentlich tiefstehenden amerikanischen Filmproduktion. Man hat lange Zeit geglaubt, die Hollywood-Diktatoren würden von selbst so viel Ehrgefühl aufbringen, um endlich einmal Wandel zu schaffen. Große Hoffnungen setzte man 1930 auf einen freiwilligen Moralkodex, den Will Hays, der Leiter des Zentralbüros der amerikanischen Filmproduktion, im Einvernehmen mit führenden Männern Amerikas aufgestellt hatte. Einen gewissen Druck übten allmählich auch die Frauenver-

bände der USA. aus, die in einzelnen Fällen mit Kinoboykotten vorgingen. Aber die überwältigenden Wirtschaftskrisen, die seit 1930 Amerika erfaßt haben, scheinen alle guten Ansätze wieder zum Ersticken gebracht zu haben. Nun bietet sich, wie die von Jesuitenpatres geleitete Neuyorker Wochenschrift „America“ unterm 21. 10. 33 schreibt, im Zusammenhang mit der „National Recovery Act“, die bekanntlich den einzelnen Industriezweigen Arbeitscodices auferlegt, die Gelegenheit, eine moralische Säuberung der Filmproduktion durchzusetzen. Die Zeitschrift hält es für höchst wahrscheinlich, daß der gesamte katholische Episkopat — und im Anschluß an ihn sicherlich auch die kirchlichen Behörden anderer Konfessionen — zu dieser Notwendigkeit Stellung nehmen wird. Bei der Anfang Oktober in Neuyork abgehaltenen Caritas-Konferenz, wofür rund 5000 Delegierte aus allen Teilen Nordamerikas beizwohnten, nahm jedenfalls der Apostolische Delegat die Gelegenheit wahr, um eigens auf jene Notwendigkeit hinzuweisen. „Gott, der Papst, die Bischöfe und alle Priester rufen die Katholiken zu einem einheitlichen und kraftvollen Kampf um die Säuberung der Kinos auf, die zu einer tödlichen Gefahr für Glaube und Sitte geworden sind!“ Es muß unbedingt erreicht werden, sagt „America“, daß in den Filmcode moralische Bindungen für die Hollywooder Erzeuger aufgenommen werden.

Das Beichtgeheimnis

Die Tochter des bekannten englischen Politikers Asquith, Lady Bonham Carter, hatte im „Strand Magazine“ erzählt, ihr Vater habe zur Zeit, da er noch Richter war, einmal von einem katholischen Priester einen Brief erhalten, in dem dieser sagte, Asquith könne im Gewissen beruhigt sein über die Hinrichtung eines bestimmten Angeklagten, denn dieser habe ihm, dem Priester, gebeichtet, daß er den ihm zur Last gelegten Mord begangen habe. Die Dame gab ausdrücklich selber an, daß sie sich nicht mehr an den Wortlaut des Briefes erinnere. Nun erhielt das katholische Londoner Wochenblatt „The Tablet“ von einem katholischen Herrn, der sich dreißig Jahre der Freundschaft Asquiths erfreut hatte, eine Mitteilung, daß Asquith ihm gegenüber mehrere Male über den Fall gesprochen habe, ihn aber ganz anders dargestellt habe, als seine Tochter. Nach diesem Gewährsmann, dessen Name zwar nicht im Blatt veröffentlicht wird, aber Lady Bonham Carter mitgeteilt wurde, hätte Asquith selber sich an den Priester gewandt mit der Bitte, daß, sollte der Angeklagte in seiner letzten Beichte den Mord gestehen, der Priester ihn veranlassen möchte, dafür zu sorgen, daß Asquith davon erfahre. Daß der Priester das Beichtgeheimnis gebrochen habe, habe Asquith nie erwähnt.

Bei den kath. Saarkindern in Westfalen

(Von einem Diasporapriester.)

Informationen.

Ein katholischer Herr, von Beruf Reisender, spricht mich auf der Straße an. „Hochwürden. Da war ich jetzt in R. und sah in einer Familie ein Kind, ein Mädchen, das ein Medaillon um den Hals hängen hatte. Ich schaue hin, es ist ein Bild vom heiligen Rock. Ich frage, wer bist du denn. Das Kind antwortet: Ich bin aus dem Saargebiet. Und das Medaillon, frage ich neugierig weiter? Das habe ich mir aus Trier mitgebracht, ist die Antwort. Ich erfahre weiter, daß im Dorf 11 Kinder aus dem Saarland für einige Wochen zur Erholung untergebracht sind“, sagt der Herr. „Hochwürden, für die Kinder werden Sie doch etwas tun müssen!“ „Ja“, sage ich, „das wird geschehen!“

Am nächsten Tag bekommt das Pfarramt ein Schreiben vom Ordinariat, das zehn Blätter enthält. Es sind Verzeichnisse aller katholischen Saarkinder, die im Pfarrbezirk ihren Aufenthalt haben. Es liegt noch ein Blatt bei mit der Aufforderung, sich der fremden Kinder feilsorglich anzunehmen.

Und nun . . .

Ein Jungmann aus der Gemeinde, Mitglied des Gesellenvereins, hat ein Motorrad und ist arbeitslos. Ich frage ihn: „Fritz, willst du mich mal aufs Land fahren?“ „Ja“, sagte er, „recht gern, doch mein Motorrad habe ich heute verkauft. Ich bin doch schon längere Zeit ohne Arbeit und da habe ich es verkauft. Doch vielleicht können Sie sich wo eines beschaffen. Fahren will ich Sie gern!“

Also ich rufe telephonisch den Herrn S. an. „Herr S., Sie haben doch ein Motorrad. Könnten Sie es mir für einen Tag leihen? Ich will mal hinaus auf die Dörfer zu den Saarkindern fahren. Ein Gefelle will mich hinausbringen!“ „Ja, das Rad können Sie haben. Aber

Sie fahren auf eigene Verantwortung. Ich haste für nichts. Leider kann ich nicht selber fahren!“ „Gut“, sage ich, „das verstehe ich ganz, Herr S. Wir wollen hoffen, daß alles gut geht!“

Der erste Besuch.

Es ist vormittags 10 Uhr. Fritz ist noch nicht da. Endlich kommt er angepöpselt. Ich höre von ihm, daß er sich noch etwas wärmer angezogen hat und deshalb noch einmal nach Hause mußte. Bald sind wir aus der Stadt hinaus. Die frische Luft zieht mir merklich an die Glieder auf meinem Sozius. Bald sind wir im ersten Dorf. Eine Frau schaut zum Fenster hinaus. Ich ziehe meine obrigkeitlichen Verzeichnisse heraus und frage: „Sie verzeihen, wo wohnt denn hier Herr S.“ „Gleich hier daneben, der Bäckerladen“ ist die Antwort. Ich gehe in den Bäckerladen, stelle mich vor und sage den Grund meines Besuches. „Ah, der Herbert, ja der ist gerade ins Dorf zu seinem Freund gegangen. Aber bitte, schauen Sie sich nur das Zimmer an, in dem Herbert schläft!“ Nun führt mich Herr S. hinaus in Herberts Wohnung. Er schläft mit dem Sohn des Hauses in einem Zimmer. Neben dem Bett steht Herberts Koffer. Ich darf einen Blick hinein tun. Unten in der Wadstube hat Herbert ein Tischchen. Hier liest er Bücher und schreibt Briefe nach Hause. Frau S., seine Pflegemutter, zeigt mir einen Brief von der Mutter. Ich lese darin u. a. „Herbert, vergiß mir keinen Tag dein Morgen- und Abendgebet zu verrichten. Mache deinen Pflegeeltern viel Freude!“ Soweit der Brief. Ich höre aus dem Gespräch des Herrn S., daß er nur das Beste für das fremde Kind will. Auf einer Tafel steht das Gewicht des Jungen bei der Ankunft verzeichnet. Und wenn er fortgeht wird er wieder gewogen. Ich verabschiede mich mit dem Versprechen, nach einer halben Stunde wiederzukommen, denn dann wird Herbert wieder da sein. Nach weiteren Besuchen bin ich

Merkwürdigkeiten

Zu jung mit sechzig Jahren.

Leute von 61 Jahren an aufwärts haben das Recht, um Aufnahme in den jüngsten Klub San Franciscos nachzusuchen. Dieser Klub der Alten wurde von Dr. Lillian J. Martin begründet, eine zweiundachtzigjährige Dame, die die Hoffnung hat, alten Leuten durch die Möglichkeit, sich in der sozialen Fürsorge zu betätigen, einen neuen Lebensinhalt zu geben. Außerdem soll ihr Unternehmen auch ein Gegengewicht gegen die „wilden jungen Leute“ sein. Die 35 grauhaarigen Männer und Frauen, die sich zu der ersten Versammlung eingefunden hatten, erhielten die Weisung, persönlich die Fürsorgeanstalten ihres Wohnbezirks zu kontrollieren. „Das wird ihnen keine machen“, bemerkte die resolute Dame launig. Als sie durch die Erreichung der Altersgrenze von 65 Jahren genötigt war, ihre Professur an der Stanford Universität niederzulegen, hatte das muntere Fräulein noch folgende Leistungen vollbracht: sie machte mit 75 Jahren zum Zwecke der „geistigen Auffrischung“ eine Weltreise, erwarb mit 77 Jahren den Führerschein, um ihr Auto selbst steuern zu können, durchquerte im Auto mit 78 Jahren Russland und machte schließlich eine Autotour von 15 000 Kilometer, die sie durch die wildesten Teile Mexikos führte und von der sie ein unheimlich aussehendes Messer, das sie einem Banditen aus den Händen gewunden, als Siegesbeute heimbrachte. Sie war damals 81 Jahre alt.

Juwelfund im Traum.

Frau Mazzachiodi aus Nicco bei Spezia in der italienischen Provinz Genua hatte vor vier Wochen bei der Polizei Anzeige erstattet, daß ein Dieb bei einem Einbruch in ihre Wohnung mehrere Kleider gestohlen hatte, darunter eins, in dessen versteckter Tasche sich ein kleinerer Gelbbeutel, zwei goldene Ringe und eine goldene Kette befunden hätten. Die Polizei versuchte vergeblich, den

Dieb zu ermitteln. Eines Nachts erschien der bestohlenen Frau ihre Großmutter im Traum und forderte sie auf, in die Kirche der Salesianer in Spezia zu gehen, wo sie die Schmuckstücke finden würde.

Die Enkeltochter legte diesem Traum zunächst keine Bedeutung bei, sie konnte nach ein paar Tagen aber dem Verlangen nicht mehr widerstehen, die angegebene Kirche zu besuchen. Natürlich wußte sie, dort angekommen, nicht, wo sie die gestohlenen Gegenstände zu suchen hatte. Enttäuscht wollte sie schon die Kirche verlassen, als ihr Blick auf die über dem Altar befindliche Statue des heiligen Antonius fiel, der das Jesuskind im Arm trägt. Im Begriff niederzuknien, um ein Gebet zu sprechen, bemerkte sie beim Aufblicken ihre Kette am Arm des Jesuskindes und die beiden Ringe an dessen Fingern. Sie eilte sofort zur Polizei und erstattete Bericht über das, was sie gesehen hatte. In Begleitung von zwei Schulreuten ging sie dann zur Kirche zurück. Hier wurde der Kirchendiener sofort einem Verhör unterzogen, dabei erzählte er, daß er vor wenigen Wochen die Schmuckstücke auf einem Beschemel gefunden hätte. In der Annahme, daß sie als Opfergabe bestimmt waren, hätte er die Kette dem Jesuskind über den Arm gestreift und ihm die Ringe an den Finger gesteckt.

Mutter findet nach 12 Jahren ihren Sohn.

Vor zwölf Jahren kamen die beiden auseinander, der blutjunge Elmer McCoy und seine Mutter. Der Junge wollte sich die Welt ansehen, ging auf Wanderschaft und vergaß eine Zettlang, nach Hause zu schreiben. Als ihm nach Monaten wieder einfiel, seine Mutter könnte sich nach einem Lebenszeichen von ihm sehnen, kam sein Brief unbestimmt zurück: Unbekannt verzogen. Jetzt schlug dem Vergeßlichen das Gewissen. Er versuchte alles Mögliche, um den Aufenthalt seiner Mutter zu ermitteln, doch die Mittel zu wirkungsvollen Nachforschungen fehlten ihm. Ebenso ging es seiner Mutter. Sie hatte, da sie auf Er-

werb angewiesen war, fortziehen müssen, einem Verdienste nach, und dabei verfaßte, den Behörden ihre Anschrift zu hinterlassen. Nun war alle ihre Hoffnung, im riesengroßen Gebiet der Vereinigten Staaten ihren Jungen jemals wieder zu finden, völlig geschwunden. Vor kurzem aber las die Frau in einer Zeitung aus San Francisco eine kleine Nachricht, die sie stuhig machte. Dort stand im Anschluß an einen Bericht über das Leben in einem in der Nähe der Stadt eingerichteten Lager des Forstarbeitsdienstes — gewissermaßen als Beweis für die gute Obhut, in der sich die Freiwilligen befanden —, der neu eingestellte Elmer McCoy sei erkrankt und wenige Minuten nach der ärztlichen Untersuchung in einen Sanitätswagen geladen und nach San Francisco zu einer dringenden Operation gebracht worden. Elmer McCoy! Sollte das ihr lange vermißter Junge sein? Frau McCoy, die in Los Angeles wohnte, setzte sich sofort mit der Leitung des Krankenhauses in Verbindung, und wenige Tage später sah sie wirklich am Bett ihres Sohnes, von dem sie zwölf Jahre getrennt gewesen war.

Ein „genialer“ Innenarchitekt.

Ein armer Maurer des Städtchens hatte viel unter den peinlichen Besuchen des Gerichtsvollziehers zu leiden. Im Laufe der Zeit waren ihm seine gesamten Möbel gepfändet und versteigert worden. Um dieser betrüblichen Amtshandlung in Zukunft aus dem Wege zu gehen, ist der Maurer auf eine großartige Idee verfallen. Als der Gerichtsvollzieher wieder einmal erschien, mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß es in diesem Hause überhaupt kein bewegliches Mobiliar mehr gab. Sämtliche Möbel, Schränke, Stühle und Tische, waren jetzt aus Ziegeln gefügt und unverrückbar am Fußboden festzementiert oder in die Wand eingebaut; selbst Bilder und Spiegel waren in die Wände vermauert. Nur das Bettzeug in den steinernen Ruhestätten der Familie bestand aus dem sonst üblichen Material.